

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 4

Artikel: Stadt und Land - ihr bildender Einfluss auf das Kind
Autor: Dabelstein, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Freund ging nach Amerika.*)

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu befränzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

Stadt und Land — ihr bildender Einfluß auf das Kind.

Von R. Dabelstein.

Natur und Menschenleben sind die beiden großen Quellen, aus denen wir unser Wissen schöpfen und die bildend auf uns einwirken, Erfahrung, Umgang und Unterricht die Formen, die uns Wissen und Bildung vermitteln. Der Unterricht tritt nur ergänzend, berichtigend, ordnend und weiterbildend hinzu. Ohne die beiden Quellen kann er nicht bestehen, denn sie müssen den Stoff liefern, aus dem sich der Geist seine Welt bauen soll. Was die Natur als Bildungsquelle betrifft, so ist kein Zweifel, daß das Landkind hier entschieden bevorzugt ist. Ihm fließt diese Quelle ununterbrochen und reichlich, dem Stadtkinde nur hier und da und dem Großstadtkinde fast gar nicht.

Das Dorfkind lebt mitten in der natürlichen Umgebung, die ihm hundert und tausend Bilder täglich vor Augen stellt, alle schön und farbig und abwechslungsreich. Dabei sind es nicht Bilder, die kinetoskopisch an ihm vorüberhuschen, so schnell, daß kaum oder doch nur flüchtige Bilder entstehen können, sondern die Natur ladet ein zum ruhigen Sehen, und nicht nur zum Sehen, sondern auch zum Anfassen und Begreifen. Das Kind wird handgemein mit den Dingen und lernt sie dadurch allseitiger kennen. Das Stadtkind dagegen lebt in der „Etage“, auch umgeben von vielen Dingen, doch teils sind die Dinge komplizierter Art, teils klingt dem Begreifen nur zu oft ein „verboten“ entgegen. Und wodurch spricht die Natur zu ihm? Durchs Fenster, und auch da zeigt sie ihm nur ein Stück, ein kleines Stück Himmel, sonst nur Steine und wieder Steine, die Häuser, das Pflaster: Steine, nichts als Steine, eine öde Steinvüste.

Die Natur zeigt sich ihm nur als Spielplatz mit Sandhaufen, wohin die Mutter den Kleinen zum Spielen führt — das heißt, wenn die häuslichen Verhältnisse es erlauben — oder als Park, in dem man nichts anfassen darf, höchstens am Sonntage zeigt sie sich ihm ganz, wenn Vater und Mutter in der Lage sind, ins Freie gehen zu können. Sonst sind Etage oder im glücklichsten Falle noch die Straße Aufenthaltsort des Kindes. Sie sind ihm die Welt.

*) Aus: Mein Lied. Gedichte von Peter Kosegger.

Kein Wunder darum, wenn Stadtkinder so arm sind an Vorstellungen, die der Natur entstammen, wenn Berg und Thal, Bach und Teich ihnen oft kaum dem Namen nach bekannt sind, und wenn, dann sind's blasse inhaltslose Worte ohne jenen kräftigen Zug, der dem Landkinde diese Sachen so lieb macht. Denn ein Teich ist etwas, worin man waten kann und in dem Fische und Kaulquappen sind, und im Bache kann man Stichlinge greifen. Eine wunderbare, herrliche Welt tut sich einem da auf. Man frage nur einmal einen Berliner Jungen, was ein Stichling sei, er weiß sicher nicht, ob es etwas Eßbares oder sonst etwas ist. Tiere sieht er im zoologischen Garten hinter Schloß und Riegel oder ausgestopft im Museum oder in Bilderbüchern oder der Unterricht zeigt ihm ihr Skelett. Durch Tiergeripp und Totengebein redet die Natur zu ihm. Der Hund ist ihm, besonders dem Mädchen, jenes Tier, das beißt und nicht vielmehr der treue Freund und Begleiter, der liebe Spielfkamerad.

Und die Pflanzenwelt? Hinter Stacheldraht und hohem Eisengitter zeigt sich ihm der Obstgarten und eine große Warnungstafel hält ihm auch hier das Wort entgegen, das ihm auf Schritt und Tritt begegnet: „verbieten“. Eiche, Buche, Birke, Linde, die doch jedes Dorfkind unterscheidet, sind ihm nur Bäume. Die Rose, das Vergißmeinnicht kauft man im Laden, die Pflanzen für den Unterricht in der Botanik liefert der Gärtner. Dem Landkinde dagegen winkt jenes Blümlein mit dem blaßblauen Gesichtchen aus dem feuchten Wiesengraben seinen Gruß, und die wilde Rose zeigt ihm ihre Stacheln. Wie manche zerrissene Hose, wie manches zerfetzte Kleid, wenn man die wilde Schöne holen will! Aber schön ist's doch. Das bescheidene Veilchen wächst unter dichten, noch blattlosen Büschen; will man es haben, so muß man unter das Gestrüpp kriechen und verliert die Mütze und rißt die Haut. Aber darum ist es ja gerade so schön. Denn wie reizlos wäre es doch, wenn nicht die Haselnuß an hohen schwanke Zweigen, sondern wie die Erdbeere auf ebener Erde wüchse. Die ganze schöne Freude des Kletterns und Hosenentzweireißens gäbe es dann ja gar nicht, und welche Freude ist's nicht und welche Erfahrung macht man nicht dabei! Gewandtheit, Mut und ein scharfes Späherauge bilden sich. In der Stadt dagegen kauft man die Nüsse pfundweise, knackt sie mit dem Nußknacker und — denkt sich nichts dabei.

Wohl zu keiner Zeit wirkt die Natur so aufs Gemüt wie im Frühling, wo es aus allen Zweigen bricht, grün und maifrisch. Ein Gefühl der Wehmut beschleicht einen da, wenn man dann in die Stadt blickt. Auch dort hält der Frühling seinen Einzug, doch er ist und bleibt ein Fremder, ein Verbannter, der hinter Hecken und Bäumen und hohen Mauern, auf Hinterhöfen und öffentlichen Anlagen ein bescheidenes Dasein fristen muß. Armer Städter! In der Woche mußt du in deinem Steinhäufen kuscheln, mit tausend andern Menschen eng zusammengepfercht wie Ameisen in einem Ameisenhaufen, erst der Sonntag bringt dich hinaus — wenn du Zeit und Geld hast. Denn alles kostet Geld, der Boden, auf dem du gehst, das Wasser, das du trinkst, und in der Millionenstadt ist der Frühling auch nur für Geld zu sehen, denn erst die Elektrische oder das Dampfroß bringt dich hinaus aus Dunst und Rauch und Steinen, hin nach Werder, wo der Frühling blüht.

Auch das blasse Stadtkind mit den schmalen Wangen kommt hinaus

in die schöne lachende Welt, wo es so schön ist. Zwar ist es ein Unbekannter darin, und diese Welt ist ihm eine Fremde, aber schön, unaussprechlich schön ist es darin, es freut sich unsagbar und möchte gerne recht viel Gras und Blumen mit nach Hause nehmen, am liebsten beide Arme voll, und wehe einer Wiese oder einem Kornfelde, worauf sich eine Schar naturhungriger Großstädter stürzt, wehe dem Frühling! Man rupft ihn wie einen Vogel. Die Vandalen haben's in Rom gewiß nicht schlimmer gemacht.

Und das Landkind? Wie freut sich der Junge auf den Frühling, denn nun, nun — ja nun kann er wieder barfuß laufen, wozu jetzt Hut und Strümpfe?! Ein gesundes Nomadenleben beginnt jetzt, denn ein kleines gelbes Völklein, von ein paar alten Gänsen bewacht, wird ihm anvertraut. Lang legt er sich ins weiche Gras, schaut in den blauen Himmel hinein und denkt: Wie ist's doch nur einmal möglich, daß alle die Seligen da droben auf dem runden blauen Himmel sich halten können, ohne nach den Seiten zu hinunterzufallen. Neben ihm windet das Viesel einen Strauß aus Gänseblumen oder flicht dem Buben einen Helm aus Binsen, während seine kleinen Schüßlinge ihm fortwährend in die Ohren schwagen. Tausend Dinge lenken da seine Aufmerksamkeit auf sich: Der Vogel im Baume, der Käfer im Grase, die Ameise, die ihn kneift, das Gewitter, das heraufzieht und ihn zwingt, ein schützendes Versteck aufzusuchen und selbständig zu handeln, die hohe Birke, die zum hinaufklettern lockt und an der er feste und morsche, lebende und tote Zweige unterscheiden können muß.

Ist der Junge größer, so muß er kleine Handreichungen tun und in der Landwirtschaft helfen. Dadurch lernt er nicht nur den Namen und Gebrauch der landwirtschaftlichen Geräte kennen, sondern auch den natürlichen Kreislauf der Dinge. Die Muskeln werden ausgebildet, Körperkraft und Einsicht bekommen täglich neue Zuwüchse.

Was lernt er aber nicht erst durch seine Streifzüge kennen! Wir streiften bei nassem nebligem Winterwetter über die mürben Stoppeln, von einem Tann zum andern, von einer Feldmark zur andern. Überall wurden Entdeckungen gemacht, dasselbe geschah im Sommer bei glühender Sonnenhitze. Wir wußten genau die Baue der wilden Kaninchen und die Wohnung Reineckes und haben den schlauen Gesellen manches Mal streichen sehen. Da war der Berg, in welchem der Sage nach die goldene Wiege stand, die Buche tief im Walde, wo Frau Wodan herrschte, von wo aus sie dann mit ihren Hunden durch die Lüfte fuhr. Ein tiefer, heiliger Schauer überlief uns, wir fühlten die Nähe der alten Götter, die nun, von den Menschen vertrieben, ihr einsames Leben weiterführen, wir fühlten den Odem Gottes, das Leben und Weben einer großen Macht im Walde. Welche Verständnislosigkeit zeigen oft Stadtkinder bei Märchen und Sagen, die den Wald zum Hintergrunde haben! Nur wer den Wald kennt, wer mitten im Walde gewesen ist, mitten im undurchdringlichen Dickicht, wo Niedgras und hohe Nesseln einem über den Kopf zusammenschlagen, wo unter Moos und Steinen der Waldbach gluckert und sickert und Moosweiblein und Holzmännlein nachts ihre wunderbaren Tänze aufführen, nur dessen Phantasie kann die Märchen von Waldschrats und Elfen, kann das fröhliche Sagen der Nibelungen im Odenwalde mit lebendigen Vorstellungen ausfüllen, nur dann kann die Phantasie einen bunten Teppich stiften, in dem alle Farben leuchten.

Was sind Bilder in der Naturkunde, wenn man die Natur selber nicht kennt! Man muß Milan und Falke hoch oben in blauer Luft kreisen, Hirsch und Reh durch den Forst haben laufen sehen, die Wildtaube haben gurren hören, nur dann gibt's ein Herz und Gemüt befruchtenden Unterricht. Jede Vorstellung muß von kräftigen Gefühlstönen begleitet sein. Nur den werden Wespen und Hummeln interessieren, der ihr schon einmal den Honig hat nehmen wollen, dem sie schon einmal Gesicht und Hände dick gestochen haben, der sie als Junge in einer Zigarrenkiste eingesperrt hat und dem sie dann nach einigen Tagen wieder spurlos verschwunden waren. „Der Aal ist ein Fisch, der auf dem Grunde des Wassers und in Uferlöchern lebt und nachts seiner Nahrung nachgeht.“ So und ähnlich steht's in vielen Lehrbüchern zu lesen, doch was interessiert's das Stadtkind? Ihm ist der Spickaal, den man auf dem Markte und in der Räucherei kauft, zehnmal lieber; doch wir wußten genau, wie man ihn mit der Gabel aus dem Uferloche herausholt, wie man den Glatten, der wieder entwischen wollte, festhält, denn wozu hat man seine scharfen Zähne? Was sind Begriffe wie Moor, Heide, Torf, wenn man sie nur von Bildern her kennt!

Auch in die Welt der Technik einzudringen, wird dem Landkinde leichter, denn Holz wächst überall, und ein Taschenmesser hat auch jeder. Mit diesem Instrumente kann man alles machen: Windmühlen, die noch dazu von einem Manne getreten werden. Die Weidenrinde liefert Pfeifen und Schalmeyen, der Stengel des Rälberkropfes, wenn er leicht gericht wird, gibt ein in allen Tonarten quietschendes Blasinstrument. Auf allen Fingern lernt der Junge pfeifen, aus den Stengeln des Erzeugelkrautes die schönste Wasserspritze fertigen. Aus dem Holunder wird das Mark ausgestoßen, ein Stöpsel geschnitten, vorne ein Quast drangestoßen, und die Knallbüchse ist fertig. Die Munition dazu liefert jedes Kartoffelfeld. Beil und Säge, Hammer und Nagel sind Dinge, deren Gebrauch jeder Landjunge kennt, denn er baut auch Starenkästen. Auch dem Vater daheim sieht er manches ab, denn der pfuscht dem Handwerker gar zu gerne ins Handwerk. In der Stadt dagegen bestellt man alles beim Handwerker oder kauft es fertig im „Geschäft“, sogar den einfachsten Besenstiel. Das Wasser muß kleine selbstgefertigte Wassermühlen treiben, und hat's im Sommer ein Gewitter gegeben und ist die Dorfstraße voller Tümpel, so ist die Freude groß, denn nun werden Kanäle gebaut. Barfuß stehen die kleinen Ingenieure im schmutzigen Wasser, dämmen und deichen, machen Ab- und Zuflüsse. Zu allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens wird so im Spiel der Grund gelegt.

Auch die nächtliche Natur ist dem Kinde nicht fremd, denn das Versteckspielen dauert oft bis zum Dunkelwerden, bis die Schleiereule mit Geflüsch über den Boden fliegt und der Steinkauz „kumm mit“ ruft. Allen Respekt vor ihnen, denn sie fragen kleinen Kindern die Augen aus, wenn sie noch so spät auf der Straße sind; doch die größeren glauben nicht mehr an dies Märchen und sehen die Schleiereule wieder im „Uhlenloche“ verschwinden, den Jungen die erbeutete Maus bringend. Am frühen Morgen, wenn's sich im Osten eben zu röten beginnt, geht's zum Mähen. Da ist wieder eine andere Welt.

Menschenleben, der Umgang mit Menschen, ihre Berufe und Berichtigungen bilden die zweite große Quelle, aus welcher der Geist schöpft.

In tausendfältigen, vorüberflutenden und sich fortwährend ablösenden Bildern stellt es sich dem Großstadt- und Stadtkinde dar. Die Bilder wechseln so schnell und sind meist von so komplizierter Beschaffenheit, daß das Kind die Dinge oft nur wie durch einen Nebelschleier sieht. Man denke nur an Telephone und Warenhäuser, an den sich drängenden und vorüberflutenden Verkehr. So vieles und so vielerlei wechselt in so schneller Folge, daß der Geist des Kindes die Dinge nicht völlig verarbeiten und verstehen kann. Eine bunte Welt ist's darum, die sich in den Köpfen unserer Großstadtkinder malt. Viele Vorstellungen sind nur halb und flüchtig, andere ganz unverstanden, manche wieder mit so schwachen Gefühlstönen ausgerüstet, daß das Kind ihnen ganz gleichgültig gegenübersteht. Das hat sehr oft darin seinen Grund, daß das Kind diesen Dingen passiv gegenüberstehen muß, wie dies das Stadtleben einmal so mit sich bringt. Es kann nicht mit allen Dingen so in Verkehr treten, wie es das wohl möchte, kann nicht mit ihnen handgreiflich werden, weil dem fast immer ein Nichtdürfen entgegensteht.

Obgleich die Menschen nur durch eine Decke getrennt sind, stehen sie sich doch meilenfern. Keiner kennt die Familienverhältnisse des andern, kümmert sich darum. Wie oft kennen sich die Einwohner eines Hauses nicht einmal dem Namen nach! Wie sollte da das Kind Einblick in fremde Familienverhältnisse bekommen! Es kennt und weiß ja nicht einmal von den Eltern und Geschwistern derer, die mit ihm zusammen auf der Schulbank sitzen, mit denen es zusammen auf dem Schulhofe spielt!

Auf dem Lande liegen die Verhältnisse viel einfacher. Das Leben spielt sich mehr in einer solchen Weise ab, daß man leichter in die Verhältnisse hineinschauen kann. Da kennt man den Nachbar, die Kinder, die Großmutter, den Großvater, die Familienverhältnisse fast des ganzen Dorfes, nimmt teil an allen Festen (Hochzeiten, Begräbnissen usw.), ob geladen oder nicht, das ist gleichgültig, denn Kinder und Gänse sind im Dorfe international. Man geht von Haus zu Haus, lernt Sparsamkeit und Wohlstand, Armut und Verschwendung, Trunksucht und Verkommenheit kennen. Das Kind sieht auch die ursächlichen Zusammenhänge. Alle Verhältnisse liegen so offen da, wie des Nachbarns Garten.

Man sieht auch die Leute bei ihren Arbeiten und Verrichtungen, denn diese spielen sich meistens im Freien, nicht hinter Tür und Mauer ab, und auch die wenigen der letzten Gattung sind dem Kinde leicht zugänglich und bekannt. Der Junge kommt mit zum Schmied, wenn das Pferd beschlagen wird — er reitet es auch wieder heim — zum Stellmacher, wenn das Wagenrad neu aufgelegt werden soll. Den Schuster lernt es bei seiner Arbeit kennen, wenn es ihm seine Stiefel bringt, die zum Sonntag fertig sein müssen, weil an dem Tage die Holzpantoffeln verbannt sind.

Das Stadtkind sieht alles fertig: Brot holt man vom Bäcker, Wurst vom Schlachter. Die Entstehungsweise dieser Nahrungsmittel kennt es selten, woher auch, denn in der „Etage“ kann man keine Schweine füttern, schlachten und dann Wurst machen; das geschieht im Schlachthause und in der Werkstube des Schlachters, und wer nicht gerade dahinkommt, kann es nicht wissen. Aus Büchern und in der Chemiestunde kann man es lernen. Was weiß das Kind davon, wie der Anzug entstanden ist, den es trägt? Doch nur, daß er bei Wertheim „fertig gekauft“ ist. Anschau-



Das Riesenspielzeug. Nach dem Gemälde von O. Tragy.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

ungsbilder mögen ihm flüchtige Bilder geben, völlig verstehen und würdigen wird es die ganze Kette von Mühe und Arbeit sicher nicht. Das kann nur der, der den Ablauf der ganzen Kette gesehen und miterlebt hat: Der Same, die grüne Pflanze mit den himmelblauen Blüten, das Säen, Aufziehen, Dreschen, Spreizen aufs Feld, damit das Wetter die Hülle der Fasern mürbe macht, das Dörren im Ofen, „Brakelabend“, das Schwingen, Hecheln, Spinnen, Spulen, Ziehen und Weben, Walchen und Pressen. Ähnlich ist's mit hundert andern Dingen.

Wägen wir gegeneinander ab, so sehen wir, wie das Landkind begünstigt ist, wie ihm die Natur die beste Universität ist, tausendmal besser als alle Museen und Sammlungen. Nur wenige Menschen wissen, welch einen Schatz ihre Kinder auf dem Lande haben und was sie verlieren, wenn sie leichten Herzens das Land mit der Stadt als dem Idealsitz aller Bildung, dem Orte des Glückes und des Genusses wechseln.

Doch kann von Leichtfinn schlechthin keine Rede sein. Man frage nur die Eltern, warum sie nach der Stadt ziehen, sehr oft heißt es: unserer Kinder wegen, wegen der besseren Schulen. Da wäre der Hebel mit anzusetzen, denn gerade im Bauernstande steckt ein gut Teil Intelligenz und unverbrauchter Nervenkraft, er muß nur gehoben werden. Wieviele unserer Geistesreichen haben nicht Bauernblut in ihren Adern! Auch auf diesem Gebiete heißt es sehr oft: „Es sproß der Stamm der Riesen aus Bauernblut hervor.“

Vom Bruch der Luft.

Von Hanns Günther, Zürich.

Die Legende erzählt von einem Negerkönig, zu dem die Kultur Europas in Gestalt eines großen Spiegels kam. Der schwarze Monarch war zunächst sehr erstaunt, seine Person plötzlich in voller Größe vor sich zu erblicken und betastete schleunigst seinen feisten Leib, um festzustellen, ob da auch alles in Ordnung sei. Dann aber glitt auf einmal ein Zug des Verständnisses über sein Gesicht, und er kroch schleunigst hinter die spiegelnde Platte, um den dort vermuteten Doppelgänger hervorzuholen. Ich weiß nicht, wie die Geschichte weiter geht, aber ich brauche das Ende hier jetzt auch nicht. Mir ist nur das Verhalten der afrikanischen Majestät immer ein hübsches Sinnbild für das Tun der forschenden Menschheit gewesen, die am Anfang ihres Daseins auch so fremd und verständnislos den Dingen gegenübergestanden haben muß. Wie verständnislos und wie fremd, wird einem erst klar, wenn man in der Geschichte der Wissenschaft bis nah' an den Anfang geht, und dann die heutige Meinung vom Wesen der Dinge mit der von damals vergleicht. Wenn ich ein Beispiel nennen soll, so scheint mir der Begriff der Elemente am passendsten, weil er zu den Begriffen gehört, die so ganz vom Anfang der Forschung her zu uns gekommen, im Lauf der Zeiten aber völlig umgebildet worden sind.

Die Alten sprachen von vier Elementen, von Feuer, Wasser, Erde und Luft. Und daraus wähten sie alles Bestehende zusammengesetzt. Unsere Wissenschaft berichtet heute von bald 80 Urstoffen, aber von den Elementen der Alten will sie längst nichts mehr wissen, die hat sie sämtlich in den Ruhestand versetzt. „Erde“ ist überhaupt kein chemischer Begriff mehr,